

(Nachdruck verboten.)

13] Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Knud antwortete nicht.

„Es ist also Dein Ernst. Du willst — es ist wirklich Deine Absicht, daß —“

„Ja, ich will mich mit Voel verloben. Ich schulde es ihr.“

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen.

„Knud! Das ver — biete ich!“

„Du hörst doch, daß ich sage, ich schulde es ihr, Mutter!“

„Unsinn! Davon kann keine Rede sein. Das darf nicht geschehen! Es ist ja Wahnsinn! Wo hast Du Deine Vernunft gelassen, Knud? Willst Du Deine Karriere ganz ruinieren? Du, mit Deiner Zukunft — mit Deinen Verbindungen! — Es ist ja nichts als Uebereilung. Du hast Dich überreden lassen, das weiß ich. Das Mädchen hat es auf Dich abgesehen. Aber ich will kein Wort mehr davon hören. — Wie hast Du Dich nur so dumm verblenden lassen?“

Jetzt war die Reihe zu starren an Knud, — er saß da wie aus den Wolken gefallen und wußte nicht, was er von dem Erguß der Mutter denken sollte.

„Ich wundere mich eigentlich recht über Dich,“ sagte er schließlich. „Daß Du gerade nicht entzückt sein würdest, hatte ich mir ja allerdings gedacht, — ich bin es vielleicht selber nicht einmal. Aber was kannst Du mit Deinen Anschauungen im Grunde an Voel anzusehen haben. Sie ist ja ein anständiges Mädchen, freilich aus armer, aber doch aus guter Familie —“

„Aus guter Familie! — Ihre Eltern leben in den elendesten Verhältnissen, die man sich denken kann.“

„Jetzt übertreibst Du doch wohl. Der Vater ist ja Parzellist!“

„Wer hat Dir das gesagt?“

„Das hat mir Voel selbst erzählt.“

„Dann hat sie gelogen. Der Vater ist ein armjeliger Krüppel, der nichts verdient, und die Mutter ist ein wahres Scheusal von Zigeunerabstammung, zweifelsohne diebisch und versoffen, jedenfalls von allen ordentlichen Menschen gemieden. Das war ja gerade der Grund, weshalb ich seinerzeit das Mädchen zu mir nahm. — Aber es verhält sich so, wie ich vorhin sagte, Du hast Dich verlocken lassen. Voel ist ja in vieler Hinsicht ein gutes, tüchtiges Mädchen, aber ich habe es doch aus allerlei herausgeföhlt, daß auch in ihren Adern Zigeunerblut fließt.“

Knud sah die Mutter ungläubig an. Er traute ihr nicht recht. Voel konnte sicher nicht lügen. Aber um der Unterhaltung jetzt ein Ende zu machen, bat er die Mutter, ihn allein zu lassen, damit er über das nachdenken könne, was sie gesagt hatte.

12.

Voel befand sich wieder allein im Eßzimmer, wo sie beschäftigt war, Lampen in Ordnung zu machen. Das Herz schlug ihr bis an den Hals, und sie war ganz schwindelig vor Angst und Spannung. Sie hatte Frau Gylling zu Knud hineingehen sehen, und nach dem, was sich hier heute morgen zugetragen hatte, konnte sie sich denken, worüber nun da drinnen verhandelt wurde. — Wie würde die Sache ausfallen? Würde sie gezwungen sein, mit Schimpf und Schande von hier zu fliehen?

Oder — —?

Oder — —?

Die Stube drehte sich um sie herum. Ihr wurde so matt in den Beinen, daß sie sich setzen mußte. — Sollte ein großes, großes Glück ihr beschieden sein? Sollten ihre kühnsten Träume doch noch in Erfüllung gehen?

Sie fuhr in die Höhe. Draußen auf dem Gang kam jemand. Es war Frau Gylling.

Ihr wurde schwarz vor Augen, als die Tür sich aufthat. Sie sah nur wie bei dem Aufblitzen eines Blitzstrahls das lila Band auf Frau Gyllings Haube

„So, hier stehst Du, Voel? — Wenn Du mit den Lampen fertig bist, möchte ich gern ein Wort mit Dir reden. Ich bin in meinem Zimmer.“

Sie ging in die Wohnstube hinein. Die Tür schloß sich hinter ihr.

Die Züge in Voels Antlitz erstarrten. Der Klang in Frau Gyllings Stimme hatte ihr alles gesagt. Sie war gerichtet. Sie war verworfen.

Sie mußte also fort von hier. Und zwar noch heute. Ja, nicht einen Tag länger wollte sie unter einem Dach mit dem bleiben, der sie verraten hatte. — Aber wohin sollte sie nun fliehen? Sie kannte keinen Menschen in der ganzen Stadt.

Draußen im Flur schellte es. Im selben Augenblick fuhr ihr der Gedanke durch den Kopf, daß es der kleine Uhrmachergehülfe sein müsse. Es war gerade der Tag und die Stunde, um die er zu kommen pflegte. — Ihm wollte sie sich anvertrauen. Er war immer so freundlich gegen sie gewesen. Er mußte ihr behülflich sein können, einen Ort zu finden, wo sie bleiben konnte, bis sie sich eine andere Stellung verschafft hatte.

Sie eilte hinaus, um zu öffnen. Aber an Kasper Kappers Stelle stand dort ein ganz anderer Mann, der, den Hut in der Hand, sich als Abgesandter des Uhrenfabrikanten vorstellte.

Voel fragte, ob denn der andere nicht komme.

Nein, Herr Kasper habe sich heute in der Werkstatt nicht blicken lassen; er sei wohl krank geworden.

„Ist er krank geworden?“ fragte Voel tonlos.

„Ja, oder er hat andere Verhinderung gehabt. Gestern war sein Geburtstag, der hat sich vielleicht ein wenig in die Länge gezogen,“ sagte der Fremde und lächelte. —

Aus seinem Zimmer heraus hatte Knud zufällig diesen Wortwechsel gehört. Unter anderen Verhältnissen würde er kaum weiter darüber nachgedacht haben; jetzt aber ward sein Mißtrauen rege. Ein wenig ernüchtert, wie er nach der Unterhaltung mit der Mutter schon war, spähte er halb unbewußt nach einem Ausweg, um sich mit Anstand aus dieser gewagten Affäre zu ziehen, in die er sich eingelassen hatte. Was für eine Mannsperson konnte es sein, nach der sie so interessiert fragte? dachte er. Der kleine Uhrmachergehülfe mit der Klappe vor dem Auge? — Er entsann sich, daß er einmal, als er nach Hause gekommen war, diesem Jüngling auf der Treppe begegnet war, und er meinte sich jetzt auch zu erinnern, daß er bei derselben Gelegenheit Voel sehr errötend angetroffen hatte. Sollte es denkbar sein, daß irgend eine Liebelei zwischen den beiden bestand — oder bestanden hatte? Diese erbärmlichen Wichte sollten ja eine sonderbare Macht auf Frauen ausüben können. Das las man ja in den Romanen.

Um! Die Mutter hatte Voel geradezu zur Lügnerin stempeln wollen. Wenn sie nun auch in erotischer Beziehung nicht ganz zuverlässig war, wenn überhaupt dieser Schimmer von ländlich frischer Unschuld, der sie so anziehend für ihn und für sie alle gemacht hatte, ein falscher Schein war, so — —

Er erhob sich entschlossen und öffnete die Tür. Voel stand noch da draußen auf dem Flur, nachdem sie den Uhrmacher in die Wohnstube hineingelassen hatte, und sie hörte ihn nicht, bis er dicht hinter ihr stand.

Als sie ihn entdeckte, hätte sie fast einen Schrei ausgestoßen.

„Voel,“ sagte er. „Hören Sie doch einen Augenblick.“

Sie war auf die Eßstübentür zugeeilt, um ihm zu entweichen. Aber sein Ausruf hielt sie zurück. Es lag trotz des befehlerischen Tones etwas darin, was von neuem die Hoffnung in ihr entfachte. Sie blieb stehen, abgewendet, die Hand auf dem Schloß, — gehorsam, willenlos, wie ein mit Füßen getretener Hund, der bei dem leinsten Wink seines Herrn still steht, in der Hoffnung, wieder zurückgerufen zu werden.

„Sagen Sie mir doch, Voel, — ich möchte Sie gern nach etwas fragen, — möchte Dich gern etwas fragen. Es ist etwas, das an und für sich von untergeordneter Bedeutung ist, aber trotzdem —“

Er stotterte verärgert und war so verlegen, daß Boels Hoffnung wieder wuchs. Sie wandte sich halb um und sah ihn unsicher an.

„Ja, wie gesagt, es ist nichts von Bedeutung,“ fuhr er fort. „Aber sag mir doch einmal, — ich erinnere mich, Du hast mir von Deinen Eltern erzählt, — daß sie Parzellisten wären und in ganz guten Verhältnissen lebten, und daß ihr eine schöne Häuslichkeit hättet und dergleichen. Wie verhält es sich eigentlich damit? Mutter teilt mir nämlich etwas ganz anderes mit. Aber Du bist doch diejenige, die am besten Bescheid wissen müßte.“

Boel war blutrot geworden. Gleichsam vor Scham zu Boden gedrückt, stand sie da und sah vor sich hin. Dann schlich sie leise von dannen, ohne ein Wort zu sagen.

Knud kehrte in sein Zimmer zurück. Er wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er schlug sich vor die Stirn. Ja, wahrhaftig, er war blind gewesen! Eine durchtriebene Heuchlerin also! — O, ländliche Unschuld! So also siehst du aus!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Freuden der Häuslichkeit.

Von Camille Méchant.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Paul Vermont, 30 Jahre alt, Ministerialbeamter und Bühnenschriftsteller. Anna Vermont, 25 Jahre alt, seine Frau. Georges Vermont, 3 Jahre alt, ihr Kind. — Es ist sieben Uhr abends. Paul kommt, erschöpft von der drückenden Hitze, die den ganzen Tag geherrscht hat, nach Hause.

Paul (eintretend): „Uff! Die Hitze!“

Anna (spitz): „Glaubst Du vielleicht, mir ist nicht auch heiß?“

Paul: „Um 3 Uhr zeigte unser Thermometer 34 Grade im Schatten!“

Anna: „Nun, ich bin überzeugt, daß hier . . .“

Paul: „Hier waren gewiß noch keine 25 Grade! Unsere Wohnung liegt nach Norden, folglich . . .“

Anna (gereizt durch den Widerspruch, nervös): „Du hast recht!“

Paul (sie betrachtend): „Nanu? Du scheinst ja heute in einer Laune . . .“

Anna: „Durchaus nicht! Ich bin bei ausgezeichnete Laune! . . . Ich glaubte, mir sei heute heiß gewesen, Du versicherst mir das Gegenteil — als gehorsame Frau füge ich mich sofort Deiner Ansicht.“

Paul (lachend): „Welche Unterwürfigkeit! Die bin ich ja gar nicht an Dir gewohnt! Und Georges? Wo steckt der Junge?“

Anna: „Im Schlafzimmers . . . zur Strafe!“

Paul: „Ach! Was hat er denn verbrochen?“

Anna: „Was er verbrochen hat? Er ist ein ungezogener Schlingel! (Die Schlafzimmertür öffnend.) Komm mal heraus, Du kleines Ungeheuer! (Das „Ungeheuer“ tritt mit einer wahren Armenfündermine ins Zimmer.) Erzähle Papa, was Du gemacht hast!“

Paul: „Was habe ich eben gehört? Du bist unartig gewesen?“ (Das „Ungeheuer“ wirft einen bösen Seitenblick auf seine Mutter.)

Anna (den Kleinen schüttelnd): „Willst Du wohl gleich Mama ein anderes Gesicht zeigen!“

Paul (zu Georges): „Na, Kleiner, erzähle mal, was Du gemacht hast!“

Georges (mit Nachdruck): „Gar nichts habe ich gemacht!“

Anna (böse): „Oh! Das ist aber zu stark . . . Wer hat die schöne, ganz neue Hose naß gemacht, die ich eben erst geplättet hatte? Ich verstehe, ja . . . Du garstiger Junge!“

Georges: „Ich hab's nicht mit Absicht getan. . .“

Anna: „Nicht mit Absicht getan! Nicht mit Absicht getan!“

Georges: „Werd's nicht wieder tun, Mamachen!“

Anna: „Ach! Ich will nichts mehr von Dir wissen! Eine ganz neue Hose . . . die ich eben erst geplättet hatte . . .“

Paul (lächelnd): „Solch ein Schlingel!“

Georges: „Werd's nicht wieder tun, Papachen!“

Paul (heiter): „Na, schon gut! . . . Komm, schen! Küßchen, kleines Ungeheuer!“

Anna: „Ja, wenn Du darüber lachst . . .“

Paul: „Ich lache? Ich bin der personifizierte Ernst! (Feierlich) Georges, mein Sohn, höre mich genau an! (Das Kind richtet seine großen Augen fragend auf den Vater.) Wenn Du wieder einmal die schöne, ganz neue Hose naß machst, die Deine Mutter keine fünf Minuten vorher geplättet hat, schneide ich Dich in kleine Stücke und stecke Dich in den Ofen. (Streng:) Hast Du verstanden?“ (Georges macht ein so entsetztes Gesicht, daß sein Vater nicht länger ernst bleiben kann, sondern in Lachen ausbricht; und das Kind wirft sich jubelnd in seine Arme.)

Anna (wütend): „Du bist blödsinnig!“

Paul: „Warum? Du hast ihn schon gescholten. Es ist nicht nötig, das Kind derselben Sache wegen zweimal zu tabeln.“

Anna: „Es ist aber noch weniger nötig, seine Unarten zu beschönigen.“

Paul: „Ich begreife, daß Du Grund hattest, böse zu sein: eine schöne, ganz neue Hose, die Du erst eben geplättet hattest. . .“

Anna: „Oh! keine Ironie, bitte! Glaubst Du vielleicht, das Kind versteht nicht, daß Du Dich über mich lustig machst, daß Du ihm beistehst? Sie ihn nur an! (Georges ohrfeugend:) Da, da hast Du eins . . . weil Dein Vater gelacht hat! . . . Das wird Dich lehren . . .“

Georges (heulend): „Nicht wieder tun! . . . Nicht wieder tun!“

Paul (entrüstet): „Bist Du ganz von Sinnen? Ist das eine Art und Weise, ein Kind zu behandeln? (Zu Georges:) Weine nicht, mein Junge! (Der Kleine heult stärker.) Weine nicht, ich laufe Dir auch einen schönen Hampelmann!“

Anna: „So ist's recht! Verziehe ihn nur gehörig! Versprich ihm Spielzeug! Du armer, kleiner Märtyrer! Deine Mutter hat Dich geschlagen, aber Dein guter Vater kauft Dir dafür einen Hampelmann!“

Paul: „Meine liebe Anna, Du bist heute abend unaussehlich mit Deiner Laune! Ich weiß nicht, ob es die Temperatur ist, die so auf Deine Nerven wirkt, aber tatsächlich . . .“

Anna: „Es ist nicht die Temperatur, — Du bist's! Du ganz allein!“

Paul: „Ich? Was habe ich getan? Was habe ich gesagt?“

Anna: „Nichts hast Du getan, nichts hast Du gesagt, Du Unschuldslamm! Ich bin allein schuld! Ich bin verrückt! Du hast es ja eben erklärt. Und eines Tages wirst Du Dich meiner entlebigen und mich einsperren lassen, nicht wahr? (Georges weinend.) Aber einstweilen marsch ins Bett, Du! Es ist Zeit für Dich! (drohend, da der Kleine Miene macht, zu protestieren:) „Und schweige, rate ich Dir!“ (Artig, ohne ein Wort zu sagen, läßt das Kind sich ausziehen. — Paul zuckt die Achseln, seufzt und geht sich umkleiden. — Langes Schweigen.)

Paul: „Anna, es ist schon 8 Uhr!“

Anna (schweigend).

Paul (die Stimme erhebend): „Anna!“

Anna: „Was? Warum schreiest Du so? Ich bin doch nicht taub?“

Paul (an sich haltend): „Speisen wir bald?“

Anna: „Wir speisen, wenn das Essen fertig ist.“

Paul: „Sehr freundlich! (seufzend) Ja, ja, das ist ein Dasein!“

Anna: „Wie beliebt?“

Paul: „Tagüber muß man eine geisttötende Arbeit verrichten und sich von einem idiotenhaften Chef schikanieren lassen. Dann, wenn man die Treitmühle des Bureaus verlassen hat, muß man stundenlang in den Vorzimmern der Theaterdirektoren warten, um zu hören, das eingereichte Stück sei noch nicht gelesen. Und schließlich, wenn man müde und matt nach Hause kommt, winkt einem als Erholung das Geplär eines ungezogenen Vengels und die schlechte Laune einer nervösen Frau. Nein, das ist wirklich kein Leben!“

Anna: „Ist es vielleicht meine Schuld, daß die Direktoren Deine Stücke ablehnen und daß Dein Bureauchef Dich schikanieren?“

Paul: „Davon ist ja gar nicht die Rede! Ich klage nur darüber, daß ich hier nicht die Erholung finde, auf die ich ein Recht habe.“

Anna (ironisch): „Oh! Du bist in der Tat sehr unglücklich! Wenn die Sorge um die Wirtschaft mir eine Minute Zeit ließe, würde ich Dich bedauern. Leider habe ich keine Zeit dazu!“

Paul: „Hast Du vielleicht Zeit, den Tisch zu decken? Ich habe schon Magenschmerzen vor Hunger!“

Anna: „Du sollst sofort bedient werden! (pathetisch) Ich werde Dich sofort bedienen!“

Paul: „Oh! bitte, nicht diese Märtyrermiene!“

Anna: „Märtyrermiene? Warum denn? Muß ich mich nicht im Gegenteil glücklich preisen, daß ich die Frau eines großen, — verarmten Schriftstellers bin? Aber ernsthaft gesprochen — ich wollte Dir das immer schon einmal sagen: bei Deinen schriftstellerischen Versuchen hast Du auf Schritt und Tritt Ärger und Verdruß, und die verbittern Dich und verderben Deinen Charakter!“

Paul: „Ausgezeichnet! Ich hätte also . . .“

Anna: „Jawohl! Mama hat erst eben noch gesagt: „Barum hat Dein Mann auch die Schrunne, durchaus ein großer Schriftsteller sein zu wollen?“

Paul (auffpringend): „Die Schrunne!“

Anna: „Gott! Du weißt, Mama wägt ihre Ausdrücke nicht sehr.“

Paul: „Ja, ich weiß. Sie kennt nicht den Sinn der Worte. Also Deine liebe Mutter war da? Das hättest Du gleich sagen müssen! Dann verwundert mich Deine schöne Laune auch nicht weiter. Sie hat Dich wieder einmal gegen mich aufgehetzt!“

Anna: „Ich schwöre Dir . . .“

Paul: „Ja, ja, schon gut! . . . Ich sehe sie deutlich vor mir, wie sie sagt: „Statt schlechte Stücke zu fabrizieren, die kein Mensch aufführt, sollte Dein Mann sich lieber nach einer kleinen Nebenbeschäftigung umsehen, die ihm ein paar Frank in Monat einbringt. Dann könntest Du Dir doch ein Mädchen halten!“

Anna: „Kein Wort davon hat Mama gesagt!“

Paul: „Schon gut! Ich weiß, wessen sie fähig ist, diese . . .“

Anna: „Ich verbiete Dir, Mama zu beschimpfen!“

Paul: „Jetzt wundere ich mich auch gar nicht mehr, daß das Essen noch nicht fertig ist! Sie hat Dir Deine Zeit gestohlen mit ihrem ekelhaften Papageieplapper!“

Anna: „Ich verbiete Dir . . .“

Paul (schreiend): „Zatwohl, Papageieplapper! 8 1/2 Uhr und noch nicht einmal Tisch gedeckt! Unglaublich!“ (Anna antwortet nicht. Sie stürzt ans Büfett. In wenigen Minuten ist der Tisch gedeckt.)

Anna (eifrig): „Bitte zu Tisch!“

Paul: „Na endlich! Was gibt's denn heute?“

Anna: „Sammelfleisch mit grünen Bohnen.“ (Sie trägt auf.)

Paul (den Tisch betrachtend): „Das Salzfaß fehlt.“

Anna (erhebt sich und holt das Salzfaß.)

Paul (nachdem sie sich wieder gesetzt hat): „Ach, wo ist doch der Korlenzieher?“

Anna (erhebt sich von neuem und holt den Korlenzieher.)

Paul (mit affektierter Liebenswürdigkeit): „Und das Brot? Möchtest Du nicht, bitte, das Brot bringen?“

Anna (erhebt sich zum drittenmal mit ungewohnter Folgsamkeit, ohne Widerspruch vom Tisch): „Hast Du jetzt alles, was Du brauchst?“

Paul: „Ja.“

Anna: „Na, dann gute Nacht und guten Appetit!“ (Sie läuft hinaus und schlägt die Tür hinter sich zu.)

Paul: „Mir auch recht! (Er beginnt zu essen. Nach einer Minute, da seine Frau nicht zurückkehrt, ruft er) Anna! (Keine Antwort.) Anna, Dein Fleisch wird kalt! (Wieder keine Antwort. In gebieterischem Ton) Anna, ich ersuche Dich, zu Tisch zu kommen! (Absolutes Schweigen. Er springt auf, stürzt ins Schlafzimmer und stößt einen Schrei des Erstaunens aus) Wie? Du hast Dich ins Bett gelegt? Das ist aber doch zu stark! Du wirst so freundlich sein und zu Tisch kommen, verstanden?“

Anna: „Ich bin nicht hungrig“ . . . (weinend): „Und Du bist so garstig!“

Paul: „Anna, ich bitte Dich . . .“

Anna: „Nein, laß mich! Ich habe Dich bedient. Du hast alles, was Du brauchst. Nun lasse mich!“

Paul (wütend): „Ach! hol' Dich der Teufel!“

Er kehrt ins Speisezimmer zurück und setzt sich wieder an den Tisch. In wenigen Minuten ist er mit dem Essen fertig. Dann geht er in sein Arbeitszimmer und setzt sich an den Schreibtisch. Aber die Inspiration fehlt. Jede Zeile, die er schreibt, wird sofort wieder ausgesprochen. Schließlich wirft er die Feder fort und ergreift ein Buch. Die Lektüre übt eine beruhigende Wirkung auf ihn. Er unterbricht sie, um nachzudenken. Er überlegt, daß auch er nicht ungeschuldig ist an dem soeben stattgehabten Zanf. Er hat sich ein Vergnügen daraus gemacht, seine Frau zu reizen. Und er überhäuft sie mit Wortwürfen. Ein Geräusch an der Tür veranlaßt ihn, sich umzudrehen.

Anna (im Nachtgewand, mit nackten Füßen; schmolend): „Ich habe Hunger!“

Paul: „Du hast Hunger? Oh, Du Aermste, ich habe alles aufgeessen!“

Anna (eigenfönnig): „Ich habe Hunger!“

Paul: „Ich bin trostlos. . . (Da sie in Tränen ausbrechen will) Nein, nein, ich habe Dein Essen beiseite gestellt.“ (Er führt sie zu Tisch. Anna beginnt mit Appetit zu essen. Er betrachtet sie gerührt. Ihre Blide kreuzen sich. Madame lacht.)

Anna: „Du bist trotzdem garstig!“

Paul: „Na, mein Liebchen, gestehe, daß Du . . .“

Anna: „Ich habe unrecht gehabt, aber Du auch!“

Paul: „Soll ich Dir etwas sagen? Das Wetter ist an allem schuld.“

Anna: „Ja. . . (Pause.) Findest Du nicht, daß es dumm ist, sich zu zanfen?“

Paul: „Dumm und lächerlich!“

Anna: „Statt sich recht lieb zu haben, vergeudet man das bißchen Lebenszeit in törichten Streitigkeiten.“

Paul (melancholisch): „Das ist wahr!“

Anna: „Wenn Du mich erregt siehst — gleichgültig, ob mit Recht oder nicht — müdest Du dem Verlangen widerstehen, mich noch mehr zu reizen, müchtest Du der Klügere sein, (lächelnd) Du bist doch der Ältere! Und wenn Du ruhig bist, würde auch ich meine Ruhe schnell wiedersuchen. So aber — ein Wort gibt das andere und man sagt schließlich das Gegenteil von dem, was man denkt. Nicht wahr, Mama ist kein giftiger Papagei?“

Paul: „Nicht wahr, es ist keine Schurle, Stücke zu schreiben?“

Anna: „Du warst heute im Gymnasetheater?“

Paul: „Ja. . . Immer noch kein Bescheid!“

Anna: „Das ist ärgerlich! (Pause.) Worüber lachst Du?“

Paul: „Ich denke an den armen Georges, den Du gestraft hast, weil ich lachte.“

Anna (beschämt): „Oh! . . . Ich . . .“

Paul: „Das wird er nie vergessen. Solche Ungerechtigkeiten prägen sich dem kindlichen Gemüt für alle Zeiten ein!“

Anna (verzweifelt): „Glaubst Du?“

Paul: „Aber nicht doch! Ich sage das ja nur, um Dich zu neden!“

Anna: „Komm! Wir wollen sehen, wie er schläft.“

Bärtlich aneinandergeschmiegt, betrachten beide ihr Kind. In

seinem weißen Bettchen schläft es sanft, die Züge vor einem glücklichen Lächeln verklärt.

Paul: „Er träumt vielleicht von dem Hampelmann, den ich ihm versprochen habe?“

Anna: „Ich werde ihm auch einen kaufen.“ —

Kleines feuilleton.

A. Stadtnebel. In Reisebeschreibungen liest man oft von der „dicken Rauchwolke, die über der fernen Stadt lagerte“. Das ist wohl meist übertrieben; denn eine Stadt muß schon sehr groß sein, um über sich eine dicke Wolke zu haben oder wenigstens so liegen, daß die aufsteigenden Dünste und die Nebelbildungen schlechten Abzug haben. Als ich kürzlich im Strahenzuge der Bismarckstraße von dem erhöht liegenden Westend auf das ganz naheliegende Häusermeer von Charlottenburg und Berlin blickte, habe ich eigentlich zum ersten Male eine „dicke“ Wolke über der Stadt wahrgenommen. An sich braucht die Wolke gar nicht so dicht zu sein; blickt man aber auf die schmale Kante, so muß man der Länge nach hindurchsehen und dann ist sie undurchsichtig, wie eine Fensterscheibe undurchsichtig wird, wenn man durch die schmale Kante in der Längsrichtung hindurchblickt.

Es dürfte wohl schon jedem aufgefallen sein, daß die Atmosphäre der Städte häufiger von Wolken getrübt ist als die des freien Landes. Das kommt in erster Linie von der Anwesenheit des Staubes. Staub und Nebel hängen nämlich sehr eng zusammen. Durch physikalische Versuche kann man das un schwer nachweisen. Es ist ja leicht, künstliche Nebelbildungen in einer Glasglocke zu erzeugen. Ist nun die in der Glocke eingeschlossene Luft staubfrei, so ist es viel schwerer, eine kräftige Nebelbildung herbeizurufen, als wenn man nicht gereinigte staubhaltige Zimmerluft unter der Glocke hat. Gerade Zimmerluft ist nämlich außerordentlich staubhaltig. Zählt man die in einem Kubikzentimeter enthaltenen Staubteilchen — das ist durch physikalische Methoden möglich —, so findet man darin leicht 2 000 000 Teilchen, an der Zimmerdecke sogar leicht 5 bis 6 000 000, während die Außenluft viel weniger, kurz nach den Regen oft nur 20 000 bis 30 000 enthält. Da nun jedes Staubteilchen als Kondensationskern gilt, d. h. es dem in gasförmigem Zustande in der Atmosphäre schwebenden Wasserdampf unter sonst gleichen Umständen erleichtert, sich abzuscheiden, so sieht man ein, daß die Anwesenheit des Staubes die Nebelbildung begünstigt. Je mehr und je feiner der Staub ist, desto dichter sind die Nebel und desto länger halten sie sich in der Luft. Daher sind die Stadtnebel dichter als die ländlichen. Der andauernd größere Staubgehalt ist aber auch die Ursache der größeren Häufigkeit der Nebel in der Stadt. Da bessere Verbrennungseinrichtungen die Staubmenge wenigstens teilweise verringern können, so ist durch deren Verbesserung zu hoffen, daß die Häufigkeit, Dauer und Dichte unserer Stadtnebel verringert werden kann. Vollkommene Verbrennung würde sicher die Dichte der Londoner Nebel beseitigen und sie wenigstens reiner und weißer machen. Denn dadurch würde der Rauch beseitigt, der sich gegenwärtig mit dem Stadtnebel mischt und ihn verhindert, sich aufzulösen, selbst wenn er ins Zimmer eindringt.

Rauch fällt während des Nebels nieder, denn die Rauchteilchen besitzen ein gutes Strahlungs- also auch Wärmeausstrahlungsvermögen, kühlen sich rasch ab und bilden so die schon erwähnten Kondensationskerne für den Wasserdampf. Dadurch werden die Rauchteilchen schwerer und fallen nieder. Niedersinkender Rauch wird daher häufig als ein Zeichen baldigen Regens aufgefaßt, denn er zeigt an, daß die Atmosphäre mit Wasserdampf gesättigt ist.

Die Menge des in der Luft schwebenden Staubes ist natürlich in den Höhengichten sehr verschieden. So stellte Kitten am 29. Mai 1890 Untersuchungen auf dem Eifelturm in Paris an. Das Wetter war wollig und stürmisch bei Südwind. Die meisten Beobachtungen wurden auf dem Gipfel des Turmes gemacht, oberhalb der obersten Plattform und gerade unter der Laterne für das elektrische Licht. Dort änderte sich die Zahl der Staubteilchen sehr schnell, ein Beweis dafür, daß die un reine Stadtluft sehr ungleichmäßig verteilt war, und daß sie in größeren Mengen in die reinere obere Luft aufstieg. Zwischen 10 Uhr vormittags und 1 Uhr nachmittags wurden die Grenzzahlen beobachtet von 104 000 und 226 Staubteilchen pro Kubikzentimeter. Die letztere Zahl wurde erhalten, während eine Regenwolke über dem Turm stand und der herabfallende Regen die Stadtluft niederguschlagen schien. Die niedrige Zahl hielt einige Zeit an. Als man am selben Tage die Pariser Luft zu ebener Erde im Garten des meteorologischen Instituts untersuchte, schwankte dort die Staubzahl zwischen 210 000 und 160 000 pro Kubikmeter. Am 1. Juni untersuchte Kitten die Londoner Luft. Die vom Vatersee bei frühem Südwestwinde kommende Luft enthielt zwischen 116 000 und 48 000 Staubteilchen pro Kubikzentimeter. Man darf übrigens auf die Untersuchungen der Stadtluft nicht viel Wert legen, weil die Luftzirkulation mit der Umgebung die Verhältnisse nicht genau erkennen läßt.

Um nur einen ungefähren Begriff von der Gemüchtmenge des über einer Stadt schwebenden Staubes zu geben, sei bemerkt, daß Ahmann durch seine Beobachtungen, die er 1882 über dem westlichen Teile von Magdeburg, also an der weniger staubreichen Windseite anstellte, in 31 Meter Höhe im Mittel 3 bis 4 Gramm Staub im Kubikmeter Luft fand. Er berechnete daraus, daß über der

damals etwa 2 Quadratkilometer großen Stadt in einer 50 Meter hohen Luftschicht mindestens 300 Kilogramm Staub (6 Zentner) schweben. Durch Regen wurde die Staubmenge auf ein Zehntel bis ein Zwanzigstel jenes Wertes herabgemindert.

Der Staub besteht vornehmlich aus feinen Sandteilchen, die durch die Abnutzung des Pflasters entstehen, aus den Abnutzungsprodukten des Schuhwerkes, dem Hute der Tiere, Rauch usw. Auch organische Bestandteile wie Bakterien finden sich darin in großer Menge. Die durch diesen Staub bewirkte Trübung der Atmosphäre ist hauptsächlich mechanischer Art, d. h. es werden viele Strahlen durch die kleinen Körperchen abgehalten, während die optischen Erscheinungen in der Atmosphäre hauptsächlich an das Vorhandensein von Wasser geknüpft sind. Der Staub ist natürlich wegen seiner gesundheitschädlichen Eigenschaften ein großes Uebel, namentlich in den Städten. Dennoch übt er auch einige günstige Wirkungen. Denn der Rauch als Bestandteil des Staubes ist ein gutes Mittel, überreichliche Stoffe zu absorbieren. Ähnliches gilt vom Schwefel, der sich als besonders reiche Quelle für atmosphärischen feinen Staub erwies und in den Kohlen in großer Menge vorhanden ist. In London werden täglich 300 bis 400 Tonnen Schwefel in der Kohle verbrannt! Im Rauch tritt das in Form der schwefeligen Säure hervor, die die unangenehmsten Eigenschaften besitzt, dennoch aber ein vorzügliches Desinfektionsmittel ist. —

Die Luftverhältnisse in den Tunnels der Untergrundbahn in New York bilden den Gegenstand eingehender Untersuchungen, welche der Ingenieur Georg A. Soper kürzlich angestellt hat. Die steten Klagen über die schlechte Luft in der Untergrundbahn hatten die Behörden veranlaßt, Soper mit diesen Untersuchungen zu beauftragen, die sich auf Temperatur, Feuchtigkeit und Staubgehalt der Luft, schlechten Geruch und Bakterien erstreckten. Die Temperatur war, wie „Prometheus“ nach der „Zeitschr. d. Ver. Deutsch. Eisen.-Verw.“ berichtet, in den Tunnels stets merklich höher als auf der Straße; in den Monaten Juni, Juli und August durchschnittlich 26,5 Grad Celsius gegenüber der Straßentemperatur von 22,65 Grad Celsius. Als Ursache der Temperaturerhöhung nimmt Soper die große Zugeschwindigkeit (46,4 Kilometer in der Stunde durchschnittlich), dann aber besonders die Energiemenge an, die durch den Bahnbetrieb auf verschiedene Weise in Wärme verwandelt wird, so durch die Motoren und durch die Reibung der Räder auf den Schienen und an den Bremsklößen. Da diese Wärmezeugung sich nicht vermeiden läßt, empfiehlt Soper gute Ventilationseinrichtungen und Schaffung direkter Öffnungen nach der Straße oberhalb der Stationen, um so den Tunnels stets frische, kühle Außenluft in ausreichender Menge zuzuführen und dadurch die Temperatur möglichst der Straßentemperatur zu nähern. Die Feuchtigkeit der Luft in der Untergrundbahn ist meist geringer als die auf der Straße. Zu ernststen Bedenken gibt der schlechte Geruch in den Tunnels und besonders der dort herrschende Staub Anlaß. Den Geruch führt Soper auf die großen Menschenansammlungen, Anstrichfarben, Maschinenöl und die zur Verwendung gelangenden Desinfektionsmittel zurück; ausreichende Ventilation würde auch hier Besserung schaffen. Der Staub in den Tunnels ist geradezu gesundheitsgefährlich; er enthält nach der Analyse etwa 63 Proz. Eisen, welches häufig in großen, dem bloßen Auge sichtbaren Teilchen vorkommt. Dieser Eisenstaub dürfte durch die Reibung der Räder an Schienen und Bremsen entstehen; dagegen hilft nach Sopers Ansicht nur häufige und gründliche Reinigung der Tunnels. Bakterien hat Soper weniger gefunden als auf den Straßen.

Medizinisches.

ss. Nierenleiden und Augenleiden. Die Untersuchung der Augen liefert dem Arzte häufig Anhaltspunkte für das Erkennen von Krankheiten, die mit den Augen scheinbar in keinerlei Verbindung stehen. So ist die Augenuntersuchung z. B. bei der Syphilis und bei gewissen Gehirnkrankungen ein wichtiges diagnostisches Hilfsmittel. Die „Central-Zeitung für Optik“ erwähnt, daß mindestens 20–25 Proz. aller Nierenkrankungen von krankhaften Veränderungen im Auge begleitet sind. Der Zusammenhang zwischen Augenleiden und Nierenleiden ist erst vor ungefähr 50 Jahren erkannt worden. Man erklärt sich diesen Zusammenhang dadurch, daß gewisse Stoffe, die infolge des Nierenleidens im Blute abgelagert werden, in die feinen Gefäße des Augeninnern gelangen und dort Veränderungen bewirken. Gewöhnlich treten diese erst dann auf, wenn das Nierenleiden bereits längere Zeit bestanden hat. Als eine Folge von Nierenleiden sind vor allen Dingen die Entzündungen der Netzhaut anzunehmen, in zweiter Reihe kommen die Entzündungen des Sehnervs in Betracht. Andere Erkrankungen, wie Augenmuskellähmungen, der Star, die Sehschwäche, stehen meistens nicht mit Nierenkrankungen im Zusammenhang. Wenn eine Netzhautentzündung besteht, so haben die Patienten den Eindruck, durch einen Schleier zu sehen, zuweilen erscheinen auch einzelne Flecken vor dem Auge. Gleichzeitig pflegt die Sehschärfe abzunehmen. Ähnlich äußert sich die Sehnervenentzündung, doch kommen in diesem Falle gelegentlich plötzliche Erblindungen vor. Im Verlauf eines Nierenleidens stellen sich auch weniger ernste Augenerkrankungen ein, z. B. Lid- und Bindehäutentzündungen, doch kommen in diesem Falle gelegentlich plötzliche Erblindungen vor. Im Verlauf eines Nierenleidens stellen sich auch weniger ernste Augenerkrankungen ein, z. B. Lid- und Bindehäutentzündungen, doch kommen in diesem Falle gelegentlich plötzliche Erblindungen vor.

Hydrographisches.

ht. „Neuere Versuche über die Bewegung des Grundwassers“ hieß das Thema, das Direktor Haebide aus Siegen am Dienstag auf der 78. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Stuttgart (in der Abteilung für angewandte Mathematik und Physik) behandelte. Der Redner wendete sich gegen die immer noch vielfach aufrecht erhaltene Theorie des Aristoteles, wonach das Grundwasser lediglich eingedicktes Regenwasser sei, und erläuterte die Unmöglichkeit dieses Vorganges durch eine große Zahl von Beispielen sowie durch verschiedene Versuche. Schon vor 200 Jahren habe de la Hire durch Versuche nachgewiesen, daß unter gewöhnlichen Umständen kein Regenwasser in die Tiefe gelangen könne, und habe die Entstehung des Grundwassers auf die Kondensation der aus dem Boden aufsteigenden Dämpfe zurückgeführt. Diese Annahme würde auch heute noch stellenweise zugrunde gelegt. Der Erste, welcher die ansehnend richtige Erklärung gegeben habe, sei Dr. Otto Volger, Frankfurt a. M., gewesen; eine in seinem Nachlaß vorgefundene Handschrift sagt klar und deutlich: Die Luft durchdringt den Boden, wie sie nach längst bekannten Versuchen sogar Steine zu durchdringen vermag, und nimmt die in ihr enthaltene Feuchtigkeit mit hinein. Diese muß sich dort nach bekannten Gesetzen niederschlagen, wie die Fensterscheiben beschlagen und das mit frischem Wasser gefüllte Glas sich mit einem Tau überzieht. Volger hat aber keine Beweise für seine Theorie erbracht und konnte daher keine Anerkennung erlangen. Redner führte nun einen Versuch vor, welcher während des Vortrages gewichtsmäßig nachgewiesene Feuchtigkeit liefert, und zeigte durch weitere Versuche, wie diese Erscheinung, ganz abgesehen von der sich daraus von selbst ergebenden Erklärung des Grundwassers, des Taues und Reifes, technisch zur Wassergewinnung verwertet werden kann. Er belegte dies durch den Hinweis auf verschiedene von ihm angestellte Versuche sowie durch einige Experimente und wies so nach, wie man dem Boden Wasser entziehen kann, auch ohne daß eine natürliche Ansammlung stattgefunden hat. —

Notizen.

— „Mutter und Tochter“ heißt ein neues Drama von Paul Gehje; die ersten beiden Akte dieses Stückes sind im Oktoberheft der Zeitschrift „Nord und Süd“ veröffentlicht. —

— Scribes Lustspiel „Ein Glas Wasser“ wird noch vor Weihnachten im Neuen Schauspielhaus in einer Neubearbeitung herauskommen. —

— Erfolg hatten: Ernst Kleins Schwan „Die Erziehung zum Don Juan“ im Wiener Raimund-Theater und Ludwig Wolffs Einakter „Annulla“ im Wiener Lustspielhaus. —

— Eine Theaterauskunft soll zu Beginn der Winterzeit 1907 ins Leben gerufen werden. Das Institut will Theaterdirektoren genaue Auskunft über zu engagierenden Bühnenkünstler geben. —

— Franz Liszt soll in seinem Geburtsort Doborjan (Ungarn) ein Denkmal erhalten; das Monument soll zu seinem 100. Geburtstag (1911) enthüllt werden. —

— „Rigoletto“ wird im Opernhaus neu einstudiert; Solopartien und Chor gelangen in italienischer Sprache zur Ausführung. —

— Die Erstaufführung der Operette „Madame Gogo“ im Theater des Westens, die am 25. September stattfinden sollte, ist verschoben worden. —

— Die Herausgabe einer „Geschichte des Institut de France“ ist von den fünf Akademien, die dieses Institut bilden, beschloffen worden. Mit der Ausführung des Werkes wurden die Sekretäre der Akademien betraut. —

— Ein deutscher Erziehungstag wird am 2. und 3. Oktober in Weimar abgehalten werden. —

a. Aus der mittelalterlichen Rezeptkuche. Wie weit in das 18. Jahrhundert hinein der Tiefstand der mittelalterlichen Heilkunde und der Verbrauch der unglaublichen und wiederwärtigsten Heilmittel anhielten, beweisen folgende Rezepte, die der im Jahre 1743 in mehr als 40 Bänden zu Leipzig und Halle erschienenen Encyclopädie von Zedler entnommen sind. Es heißt da unter „Slotani Leum“: „Nehmt im Frühlinge 6 Pfund Baumöl, 2 junge Hunde, 12 Frösche, 4 Hände voll gereinigter Regenwürmer und 3 Pfund ohne Wein destilliertes Wachholberwasser, laßt dieses miteinander, bis alles versotten und die Feuchtigkeit fast verzehret, seiget es durch und tut dazu: Menschenfett, Storpionen, Murmelstein und süß Mandelöl, von jedem 1/2 Pfund, mischt es und verwahrt es in einem weiten Glase“. — Gegen Sodbrennen wird folgendes Sympathiemittel empfohlen: „Hängt in einem Winkel des Hauses einen Strid, so mit Wagenschmiere, die aus einem Rade gelaufen, beschmieret worden, und wenn der Sod brennet, so gedenket an diesen Strid, so vergehet das Sodbrennen.“ —